

Nachschrift

Übersetzer sind arme Schweine, Poeten sind die Kings. Von den Queens und den Babes brauchen wir gar nicht erst zu reden. Dichter gelten als Meister der Sprache. Wer sie überträgt, grunzt ihnen nur hinterher. Doch es gibt auch andere Stimmen, die sich derer annehmen, die sich für ihr tägliches Geschäft aufopfern. Die polnisch-deutsche Übersetzerin Halina Nitropisch (geb. 1953) beklagte jüngst die Hermetik und die Unpersönlichkeit heutiger Dichtung. Als Beispiel führt sie Durs Grünbein (geb. 1962) an, sie hätte auch von Thomas Kling (1957–2005) oder Steffen Popp (geb. 1978) sprechen können. Oder in meinem Fall von Ouyang Jianghe, dem Bruder im Geiste. Sind da auch Schwestern?

Wer heute Verse schmiedet, scheint nur noch zu sich selbst zu sprechen. Und so nimmt es nicht wunder, daß unser 1956 in Luzhou, der chinesischen Schnapsstadt, geborene Autor es ablehnt, sich selber zu deuten. Mit der Begründung, er verstehe sich ja auch selber nicht. Wer begreift ihn dann? Nur ein Gott? Ist Verstehen überhaupt noch das Verstehen von Schreiben und Lesen? Vielleicht hat die Sprache sich so verselbstständigt, daß sie lediglich zu sich oder zu anderen Sprachen spricht, ganz gleich, ob sie einer Übertragung bedarf oder nicht.

Überdies macht vielleicht Verständnis nicht einmal den wichtigsten Punkt aus, denn sind nicht Klang und Rhythmus viel entscheidender? Diese lassen sich in jeder Mundart nachvollziehen, selbst in einer unbekanntem. Problem: Zum Hören wird weniger erzogen, eher zum Nachvollziehen eines Inhalts, wodurch Form und Stoff auseinanderfallen. Wenn jedoch beides sich trennen darf, wie ist es dann möglich, daß eine deutsche Hörerschaft ohne Chinesischkenntnisse den-

noch dem sichuanesischen Singsang des Verfassers begeistert zu folgen bereit ist? Da muß also noch etwas anderes als ein reines Gedankenspiel im Verzug sein.

Kommen wir zum Problem der Sprache zurück, einer nicht mehr nachvollziehbaren Sprache. Nach der Wiederentdeckung einer modernen Literatur im Rahmen des chinesischen Reformprozesses wandten sich die Dichter seit 1979 mitsamt einigen Ehevinnen von dem verordneten Staatsduktus ab und fragten nach dem Ich in den Wirren der Zeit. Dadurch entstand große Poesie, die weltweit enthusiastisch als „hermetische“ rezipiert und angeeignet wurde. Diese hatte jedoch ihre Zeit, da waren innere wie äußere Feinde, einmal innenpolitische vor und nach 1989, dann aber ebenfalls ästhetische im eigenen Lager, aber über dieses hinaus. Der heute begeistert gefeierte Zhang Zao (1962–2010), s. *Briefe aus der Zeit*¹⁵¹ beschrieb das Dilemma so: Dichtung hat nicht das Politische, sondern das Sprachliche zu ihrem Gegenstand zu erheben. Seine Forderung geht so weit, daß es nicht einmal mehr um einen meisterlichen Vers gehe, sondern um das reinste Wort.

In den 90iger Jahren vollzieht China die Wende zur „totalen Wirtschaft“, das größte Opfer haben die schönen Künste zu erbringen: Das Theater stirbt, der Roman wird Massenware, Essay und Lyrik können nur noch als „Kunststücke“ überleben: national weniger anerkannt, international umso mehr gerühmt. Und nun geschieht etwas, das uns das Sperrige im Gedicht der Gegenwart erklären hilft, ob in Peking oder in Berlin.

Die Studentenrevolte von 1968 hatte dem hohen Ton in der Literatur den Abschied erklärt. Der Berliner Literaturwissenschaftler Walter Höllerer (1922–2003) hatte einen Essay zum

¹⁵¹ Zhang Zao - Briefe aus der Zeit, ISBN: 9783902735492, BACOPA-Verlag

Langgedicht verfaßt und „in Folge“ stopften junge Lyriker wie Jürgen Theobaldy (geb. 1944) jeglichen schnöden Alltag in eine poetisierende Langform. Übergreifend läßt sich sagen, es gibt heute kaum noch ernstzunehmende kürzere Poeme in China. Wer auf sich hält, entwirft lange, längere, ja die längsten „Epen“. Dazu stehen die gesamte Weltliteratur, die Naturwissenschaft, die Philosophie, das Kino und die Musik zur Verfügung. Man fühlt sich an ein Wort des Berliner Dichters Joachim Sartorius (geb. 1946) erinnert: Ein poetisches Werk sei wie eine Limousine an einer Tankstelle: Da müsse alles hineingehen, weshalb es vieler Tankwarte und Säulenheiliger bedürfe.

Das Poem als Stopfkuchen und der Poet als poeta doctus? Der arme Dichter? Der arme Übersetzer! Ouyang Jianghe geht keiner weltlichen Arbeit nach, er liest, sieht und hört den lieben langen Tag in Peking seine Lieblinge aus Ost und West. Falls er mal Kleingeld braucht, kalligraphiert er. Er nimmt zehntausend Yuan pro Zeichen von seinen Fans. So läßt sich leben wie studieren und als Vielbelesener, Vielreisender vermag er seine Mannen, sprich seine Übersetzer und Deuter auf Trab zu halten, denn die weibliche Zunft überträgt unseren Charmeur nicht. Warum auch? Sinologinnen widmen sich ja selbst den chinesischen Dichterinnen so gut wie gar nicht. Vieles bleibt in unserem Fall die Sache eines verzweifelnden alten Mannes. Hatte dieser denn keine Unterstützung? Ja, aber.

Wohl 2022 bekam ich die Anfrage, ob ich bereit sei, den neuen Ouyang Jianghe, Gastprofessor der Pädagogischen Hochschule von Peking (Beishida), für 30.000 Yuan einzu-deutschen. Ich sagte freudig zu, allerdings ohne zu ahnen, was mich erwarten würde. Zudem: Bis dato hatte ich mich oft

für lau, neudeutsch umsonst und draußen innerhalb von sechs Monaten an chinesischen Versen abgearbeitet. Der jeweilige Band erschien zu aller Zufriedenheit pünktlich. Nun aber?

Irgendwie mögen inzwischen vier Jahre vergangen sein, und das große Werk von hundert Seiten oder so liegt noch immer nicht in den Österreichischen Bergen zur Publikation vor. Der große Dichter meinte bereits mitleidig, er brauche nicht weiter auf Höllendeutsch vorgestellt zu werden. Niemand vertreibe sich seinen Fernsehabend gern mit poetischen Studien zur Quälerei von Muttersprachen.

Wenn ein Dichter das letzte aus der Sprache herauszuholen gedenkt, was macht dann sein Dragoner? Er erfindet eine neue Theorie, eine neue Lehre zur Wiedergabe von sprachlichen Exzessen. Diese mag dann Abschied nehmen von Konventionen wie Grammatik, Logik, Lexik und beginnt zu phantasieren, ja wild (luan) vorzugehen. Was heißt das? Ouyang Jianghe hält sich an keine Lexika, er denkt sich neue Wörter aus. Übernimmt Binome aus dem Japanischen, die auf den ersten Blick wie chinesische aussehen, hebt die herkömmliche Grammatik auf. Also hat der Bearbeiter ebenfalls das Recht, seinem Verständnis, um nicht zu sagen, seiner Einbildung freien Raum zu lassen. Sogleich wird die kritische Leserschaft monieren, Folge sei ein komisches Deutsch. Ja, zu übertragen war oftmals ein gefühlt abstruses Original, welches den Deutschen in seinem neuen Beruf als Akrobaten der Sprache monatelang von wichtigeren Dingen abhielt.

Der Dichter liefert keine Fußnoten. Sollte er? Hinweise zumindest wären notwendig gewesen, weil nur wenige über sein gelehrtes Wissen verfügen können. So war der Nachdichter als armer Trottler gefordert, überfordert, zumal das über-

schätzte Netz, die göttlich verehrte KI ihm oft nicht weiterhalfen, ja, nicht selten gar vollkommen in die Irre führten. Vermeintliche Quellen wie diese reihten Fehler um Fehler aneinander bzw. vermehrten Unsinn um Blödsinn. Ich würde sie bzw. ihre Macher gern in meinen Unterricht nach Shanghai bzw. Bonn einladen. Da würden ihnen Hören und Sehen vergehen! Folglich haben geduldige Leseratten sowie Arbeiter als Ehrenamtliche der chinesischen Poesie einer künstlichen Intelligenz gar überlegen zu sein. Dies ist aber nur denkbar, wenn man Menschen befragt. Welche denn? Hier war guter Rat teuer.

In Bonn meinte ich, meine Doktorandin Zhu Tangyu bitten zu dürfen, die sich lieber als Prinzessin Julia ansprechen läßt. Trotz aller Mühe scheiterte sie kläglich. Ich kann ihr keinen Vorwurf machen, denn selbst ich wußte seinerzeit nicht, wo der Hase im Pfeffer lag. Ich ersuchte daraufhin meine erste studentische Hilfskraft an der Shanghai International Studies University, Ni Jingfan. Diese verfügte erstaunlicherweise über ein sehr viel größeres Einfühlungsvermögen. Ihr verdanke ich die meisten meiner Anmerkungen. Keine Bange, die beiden Schönheitsköniginnen wurden nach deutschen Gepflogenheiten ordentlich entlohnt.

Und wenn selbst Xiao Ni, die junge Ni bei unserem Stopfkuchen nicht weiter wußte? Nun, vor Ort fand sich an der Tongji-Universität der Germanist, Übersetzer und Dichter Hu Sang (geb. 1981), den ich 2013 für ein Jahr an die Universität Bonn eingeladen hatte. Er ist ein guter Freund von Wang Jiaxin (1957) und von Ouyang Jianghe, die beide mit je zwei Bänden in Österreich, u.a. beim Bacopa Verlag, vorliegen. Er vermochte nahezu alle offenen Fragen zu klären. Was heißt

nahezu? Nicht alles läßt sich deuten, da ein eigenwilliges Vokabular und eine unabhängige Grammatik unserer herkömmlichen Auffassung widersprechen. Hier muß uns vorerst reichen: Unklarheiten wurden als Unklarheiten herausgestellt und als solche im Deutschen, wenn auch sperrig, belassen. Die geneigte Leserschaft möge diese nicht dem armen Vermittler anlasten, dieser hat sich schon genug gequält und, wie in der Branche üblich, den Text unter seiner Feder hassen gelernt. Lediglich Zhang Suizi war in der Lage, zumindest während eines Aufenthaltes in der neuen Wohnung von Wien-Meidling, den Stöhnenden von seinen sprachlichen Lasten für die eine oder andere Stunde zu befreien. Sie nahm für sich in Anspruch, die Barrieren im Sprachgefängnis wie Spielzeug beiseite räumen zu können.

Wie soll man nun das Gebräu von kühlem Dichter und hitzigem Translator lesen? Wer Lyrisches gewöhnt ist, kommt hier nicht auf die Kosten der notwendigen Anstrengungen. Mag auch der Mond noch so oft vorkommen, der gewaltige Rest stellt eine ungewöhnliche Poetisierung des herkömmlichen Lebens dar. Da spürt man gern manchem klugen Vers nach, doch Wald und Wiesen werden nicht geboten. Wer langsam liest, kann trunken sein. Wer seine Gewohnheiten verlangsamt, darf viel Neues erwarten, dem bisher kein Eingang in die deutschsprachige Dichtung gewährt worden ist.

Da die deutsche Seite seit Corona gern mit Argwohn auf China schaut, sei ihr vergewissert, hier erhebt sich keine Zensur, die Publikationsmöglichkeiten bleiben uneingeschränkt, denn ob Zensorin oder Leser, selbst der Fachfrau klingelt es nur „Bahnhof“. Gleichwohl mag sie Hu Sang gewogen sein, wenn sie von diesem durch mich gesagt bekommt: Dichter

wie Ouyang Jianghe, so berühmt sie sein mögen, stehen mit ihren ausufernden Versen nicht mitten im Leben, wir treffen auf keine Emotionen, die eine gängige Lyrik erst ermöglichen. Sei's drum, bei Durs Grünbein sieht es auch nicht anders aus, und doch wird diese „Hornhaut“ in unseren Zeiten für die größte Zunge der deutschen Sprache gehalten. Nicht ganz zu Unrecht. Schade ist nur, daß dieser Zögling der ehemaligen DDR jede Einladung in den chinesischen Sprachraum ablehnt. In Peking, wo lang übersetzt, wird er seit Jahrzehnten von einem großen Publikum heiß erwartet. Auf deutschem Boden ist er bislang wohl lediglich mit Wang Jiaxin und Hu Sang 2013 anlässlich der Lyrischen Tage von Münster zusammengetroffen. Die Begegnung fiel herzlich aus. Kein Wunder, die beiden Chinesen sind bestens mit deutschen Ländern und deutschsprachiger Literatur vertraut. Dies gilt übrigens ebenfalls für Ouyang Jianghe. Österreichische Literatur? Und ob!

Und wie sah es in der Alten Schmiede von Wien Anfang Oktober 2025 aus? Eine chinesische Schriftstellerdelegation hatte ihre Aufwartung gemacht. Von den lokalen Autoren war keiner erschienen, vom Österreichischen und Wiener PEN niemand. Und von der Sinologie, vom Konfuzius Institut? Ach, da hatte man sich bis auf ein, zwei Ausnahmen zuvor an Schnitzeln und Punschkröpfen verschluckt.

Jammern wir nicht weiter. Hier legt ein Großer seiner Zeit etwas in eigener Auswahl vor. Ouyang Jianghe zeigt, was mit und in chinesischer Sprache möglich ist, eine Herausforderung. Wer kennt in der Hofburg außer Sisi noch, hier zweifach erwähnt, Schrödingers Katze? Wir haben Walter Fehlinger für seine Hilfestellung zu danken, dank Bacopa Abhilfe zu schaf-

fen. Den reichen Verkauf von Apfelstrudel und Sachertorten wird es zwar nicht aufhalten, doch hat der „Mohr“ seine Schuldigkeit getan, sprich das Trio von Poet, Dolmetsch und Verleger.

*Wolfgang Kubin (Gu Bin), Rosenmontag 2026 aus
Bonn-Holzlar*